

schwärmen: er laßt ihres Stachels, läßt sie sich auf den Pelz, wälzt sich am Boden, zerdrückt sie, frißt sie, und am Ende müssen sie ihm die süße Labe überlassen. Oder er schleicht zum Garten, wo aus dem Laube rothwangige Birnen und schwarze Kirschen locken, versucht im Weinberg die Traube, oder er lauert am Bach auf Fisch und Krebs.

Aber die goldenen Tage sind bald vorüber. Die Felder stehen kahl, der Wald entlaubt; auch die letzten Wandervögel sind davongezogen; rauhe Stürme brausen über die Ode. Der Fuchs liegt in seiner Zelle; denn es gibt wenig zu jagen, und die gesammelten Vorräthe schützen ihn zunächst noch vor Mangel. Es ist eine triste, langweilige Zeit. Er macht Sprungübungen und horcht wachsam den Schüssen der Jagd, die dumpfwarnend in sein Lager hinunterdröhnen. Indessen drängt der Winter immer ungestümer heran. Bald liegt alles erstarrt unter der weißen Decke; Seen und Bäche gefrieren tief hinab; die Bäume krachen, vom Frost zerspalten; das Wild ächzt hungrig in den dichtesten Gründen, und Rabe, Krähe und Sperling haben längst die Straßen der Städte und Dörfer gesucht. Reineke darf das nicht. Er streicht lungernd hinter einem Bauerngehöft umher. Aber es läßt sich keine Feder spüren. Die Noth treibt ihn dem Walde zu. Mit einem Mal hebt er die Nase. Seine Augen blißen. Ein lieblicher Duft weht ihm entgegen. Ha, was ist das? — Siehe da — mitten in der Wildniß ein süßgebratenes Stück Fleisch. Ohne Zögern ist es verschlungen. Reineke fühlt seine Lebensgeister neu erregt; seine Augen werden wacker, und wie von unsichtbaren Banden gezogen trabt er süßbaß. Und wahrlich! da liegt ein zweites Stück. Reineke steht still, Überraschung und Argwohn in den Zügen. Wer ist der unbekannte Spender? Er umschleicht auf scheuen Sohlen die Stelle, steht wieder still, legt sich, horcht, wirft die Augen spähend umher, springt wieder auf, um wieder niederzulauern. Nirgend ein Laut, nur die alten Föhren knarren; nirgend eine Spur, als die flüchtigen Zeichen, die des Windes Finger in den Schnee geschrieben. Er betrachtet den Bissen noch einmal: „Wär es eine Falle? — Die Menschenkinder sind voll Args! — Schon mancher Edle fiel durch ihre List! — Aber nein — hinweg mit solchen Gedanken!“ und im Nu ist auch der zweite Brocken hinab.

O Reineke! Reineke! du bist verloren: — denn dort liegt noch ein dritter Bissen. Stier blickt er hin auf die Lockung. Doch der innere Warner erhebt seine Stimme noch einmal. Und wieder umkreist der Fuchs das leckere Mahl; wieder legt er sich, duckt die Ohren vorwärts, rückwärts, spitzt sie. Und wieder ist alles stumm; nur die Föhren knarren noch immer unverdrossen. Der Fuchs fängt an zu klügeln; aber je länger er hinschaut auf den Bissen, desto wirrer wird sein Blick. Es flimmert ihm vor den Augen; der Duft betäubt ihn; er kann nicht los, er muß — und gäht es sein Leben — er muß hinzu. In einem wilden Sage springt er darauf los — da, trach! schlägt das Eisen die zerschmetternden Zähne zusammen.

So war der Schlaue doch nicht schlau genug! Er heult vor